

HANS-WERNER HONERT

MARIA UND DER PATRIOT

POLIT-THRILLER

DAS NEUE BERLIN

Über das Buch

Maria war noch keine drei Jahre alt, als ihre Mutter 1990 Ostdeutschland verließ und in die USA ging. Fünfundzwanzig Jahre später bekommt sie ihren ersten großen Auftrag, den ihr Lebensgefährte Jack an Land zog. Für eine New Yorker Fernsehstation soll sie einen Dokumentarfilm über Detlev Karsten Rohwedder drehen, erster Chef der Treuhand, der 1991 ermordet wurde. Ihr Vater war sein Bodyguard.

Als Jack bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommt, ist Maria mit ihrem Auftrag allein. Sie will das Vermächtnis ihres Freundes erfüllen, ihre Trauer besiegen und bricht in die Vergangenheit auf. Sie muss begreifen, dass sie von Leuten benutzt wird, die nicht nur großen Einfluss, sondern auch etwas zu verbergen haben. Es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod.

Über den Autor

Hans-Werner Honert, geboren 1950 in Leipzig. Nach einem Studium am Institut für Kinematographie in Moskau war er bis 1990 Regisseur beim Deutschen Fernsehfunke und schrieb Drehbücher unter anderem für den »Polizeiruf 110«. 1992 hob er den »Tatort«-Kriminalhauptkommissar Bruno Ehrlicher und seinen Kollegen Kain aus der Taufe und begleitete als Autor und Produzent das beliebte Ermittler-Duo über viele Jahre. Von 1995 bis 2012 war Honert Geschäftsführer der Saxonia Media und arbeitete nebenher als Gastdozent an der Universität Leipzig und Mentor an der Hochschule für Film und Fernsehen in Potsdam-Babelsberg. Inzwischen lebt er als freier Autor, Regisseur und Produzent in Berlin und Leipzig.

Für Vivian

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder
ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt
oder veröffentlicht werden.

ISBN Buch: 978-3-360-01321-7
ISBN E-Book: 978-3-360-50142-4

© 2017 Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
unter Verwendung eines Motivs von
ullstein bild – Ulrich Baumgarten

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

INHALT

Gefrorene Augenblicke 7

Entscheidungen 25

Aufbruch 41

Familiengeschichten 73

Wahrheiten 97

Im Süden Afrikas 121

Die erste Begegnung 157

Vater und Tochter 183

Der lebendige Tote 209

Die Chance 229

Die Prüfung 259

Zweisamkeit 283

Der Film 313

GEFRORENE AUGENBLICKE

Man will es nicht glauben, aber auch in der Weltmetropole New York gibt es ganz gewöhnliche, langweilige Tage. Dieser Junitag des Jahres 2014 scheint so einer zu sein. Ein unfreundlicher Nieselregen hat die Stadt überzogen. Niemand verspürt Lust, bei diesem grau-kalten Wetter spazieren zu gehen. Deshalb bemerkt auch keiner Maria, eine Frau Mitte zwanzig, die im Central Park auf einer Bank sitzt und hinüber zu einem Teich starrt, der laut Touristenführer »Turtel Points« heißt. Der feine Regen ist überall, dringt durch die Strähnen ihres schulterlangen Haares und fällt in schweren Tropfen auf ihre hellblaue Jeans, die bereits völlig durchnässt ist. Die Frau nimmt es nicht wahr, starrt wie gebannt auf einen kleinen Jungen, der an dem Teich steht und mit einem langen Stock auf einen weißen Ball einschlägt. Der Ball ist widerspenstig. Der Junge versucht verzweifelt, ihn ans Ufer zu bugsieren, treibt ihn jedoch immer weiter auf den Teich hinaus. Hilfesuchend dreht sich der Junge um. Sein Blick trifft auf die Frau auf der Bank.

Maria sieht dem Jungen schon eine Weile zu. Sie hat beobachtet, wie der Ball ins Wasser rollte und der Junge um ihn kämpfte. Jetzt schauen sie einander an. Aber es ist, als stände zwischen ihr und dem Jungen eine unsichtbare und undurchdringliche Wand.

Das erdrückende Gefühl von Einsamkeit war vor kaum einer Stunde über sie gekommen. Maria hatte die Teller

und Tassen von ihrem ersten gemeinsamen Frühstück in der neuen Wohnung in den Geschirrspüler geräumt und auf »power« gedrückt, aber es tat sich nichts. Jack hatte ihr am Abend zuvor versprochen, den Spüler anzuschließen. Nichts wollte Maria gerade weniger, als abwaschen. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass Jack es ja dann am Abend erledigen würde. Es befanden sich gerade mal zwei Tassen, drei Teller und zwei Messer in den Schüben. Es war Platz genug für das, was sich über den Tag hinweg noch so ansammeln würde.

Sie schaltete die Stereoanlage ein. Die hatte Jack natürlich als Erstes in Betrieb genommen. Sie summte »Candle in the Wind« von Elton mit. Entschlossen wandte sie sich den Umzugskisten zu, die darauf warteten, endlich geöffnet und ausgeräumt zu werden. Plötzlich klingelte das Telefon. Die Stimme der Frau am anderen Ende der Leitung klang kalt.

»Spreche ich mit Maria Schwimmer?«

»Ja, ich bin Maria Schwimmer.«

Die Frau hüstelte und schwieg. Maria wartete einen Augenblick, fragte dann: »Hallo! Sind Sie noch da?«

Die Frau hüstelte wieder, es klang gekünstelt.

»Ich bin die Frau von Jack Brown!«

Maria war überrascht. Sie wusste, dass Jack verheiratet war, aber auch, dass er bereits seit Längerem von seiner Frau getrennt lebte. Nur ein Foto kannte sie von ihr. Auf dem Bild machte sie einen strengen Eindruck. Jack hatte behauptet, die Hochzeit habe einen geschäftlichen Hintergrund gehabt. Die Stimme am Telefon schien Jacks Aussage zu bestätigen, sie passte zum Gesicht auf dem Foto. Maria wollte die Situation möglichst souverän bewältigen.

»Ja, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Uns kann keiner helfen.«

Einige Augenblicke herrschte Stille. Dann hörte Maria wieder das Hüsteln, bevor die Frau weitersprach: »Jack ist tot! Ein Truck hat ihn erwischt und plattgemacht. Wahrscheinlich hat er es verdient.«

Die Mitleidlosigkeit, auch wenn sie offensichtlich nur gespielt war, erschreckte Maria.

»Wo?«

»In der Sechsenddreißigsten.«

Jacks Frau legte auf. Maria fühlte sich wie gelähmt, eine Weile noch presste sie den Hörer an ihr Ohr, aus dem ein monotones, gleichgültiges Tuten drang. Als sie sich wieder gefasst hatte, rief sie in Jacks Büro an. Dort erfuhr sie, dass Jack ins Presbyterian University Hospital eingeliefert worden war. Sie lief auf die Straße, sprang in ein Taxi, das sie ins Hospital brachte, stürzte dort zur Rezeption und fragte nach Jack Brown. Die Krankenschwester an der Rezeption sagte ihr, Jack Brown sei verstorben. Auskünfte könne sie nicht geben, da Maria mit Brown weder verwandt noch verheiratet sei.

Wie paralyisiert stand Maria vor der Frau, deren grellrote Fingernägel auf der weißen Tischplatte glänzten. Das Telefon klingelte, die Frau an der Rezeption wandte sich ab und sprach laut lachend mit jemandem, den sie offensichtlich gut kannte. Sie hatte Maria vergessen. Als sie auflegte, sah sie Maria verwundert an.

»Bitte«, flehte Maria.

»Es tut mir leid«, antwortete die Schwester und widmete sich wieder ihren Papieren.

Maria hörte, wie die Frau deutlich genervt tief und weithin hörbar ausatmete. Sie blickte Maria fest an, legte ihre Hände mit den roten Fingernägeln auf den Tisch, so als ob sie jeden Moment zum Angriff übergehen wolle.

»Haben Sie verstanden, was ich Ihnen gesagt habe?«

Maria nickte.

»Wir sind gestern in unsere erste gemeinsame Wohnung gezogen.«

Einen Augenblick schauten die Frauen einander schweigend an. Maria spürte, dass ihr Gegenüber dann doch nach einer Lösung suchte. Die Schwester griff zum Telefonhörer, wählte eine Nummer. Nach dem kurzen Telefonat forderte sie Maria auf, ihr zum diensthabenden Arzt zu folgen: »Erzählen Sie ihm Ihre Geschichte. Mehr kann ich für Sie nicht tun.«

Das anscheinend ehrliche Bedauern, das aus der Stimme der Frau herausklang, beruhigte Maria.

Ein junger Arzt begrüßte sie; sie gingen in einen Behandlungsraum, der nach Desinfektionsmitteln roch. Er bat Maria, Platz zu nehmen. Sie wiederholte das, was sie der Frau hinter dem Tresen gesagt hatte. Der Arzt nahm ihre Hand behutsam in die seine.

»Ich begreife Ihre Situation durchaus. In unserem Land gibt es aber Gesetze, an die wir gebunden sind. Dass Sie gestern mit Ihrem Freund zusammengezogen sind, ist für unseren Fall bedeutungslos. Verstehen Sie?«

Noch bevor Maria antworten konnte, fuhr er fort: »Ihre Emotionen kann ich absolut nachvollziehen. Selbst wenn ich Sie zu ihm führen würde, oder anders gesagt, zu dem, was von seinem Körper übrig geblieben ist, wird es für Sie nicht leichter. Behalten Sie ihn so in Erinnerung, in Ihrem Herzen, wie Sie ihn kannten. Zerstören Sie nicht Ihr Bild von ihm.«

Er griff wieder nach Marias Händen. Sie zog sie entschieden zurück. Der Arzt stand auf und ging zum Medikamentschrank, aus dem er eine Spritze nahm.

»Ich spritze Ihnen jetzt etwas, das Sie beruhigen wird.«

Maria ließ es geschehen. Er desinfizierte ihren linken Oberarm. Doch in dem Moment als die Nadel in die Vene dringen sollte, stand sie plötzlich auf und verließ

wortlos den Raum. Sie lief den langen Gang zum Ausgang hinunter. Ein Sicherheitsmann der Klinik folgte ihr noch bis zur Tür. Sie lief durch Straßenschluchten, stieß Leute an, die ihr kopfschüttelnd nachsahen. In der 36. Straße blieb sie erschöpft stehen. Hier irgendwo war Jack verunglückt. Ihr Blick glitt suchend über den Asphalt. Nichts bezeugte das Ereignis, kein Blutfleck, kein verbeultes Auto, keine Glassplitter. Als ein Polizist auf sie aufmerksam wurde und fragte, ob er helfen könne, lief sie schweigend weiter bis zu der Bank, auf der sie schon als Kind mit ihrer Mutter gesessen hatte, und schaute von dort aus gebannt zum Belvedere Castle hinüber. Als sie als Schulkind mit ihrer Klasse das erste Mal das Castle besuchte, konnte sie sich nicht sattsehen an den Schaukästen des Nature Observatory. Die Vögel waren starr und still, wie eingefroren. Man konnte sich diese Welt in aller Ruhe besehen. Nichts war flüchtig, alles blieb an seinem Ort. Sie ging nach ihrem ersten Besuch noch oft mit ihrer Mutter zu den Schaukästen. Danach setzten sie sich immer auf die Bank am Turtel Pond im Central Park, richteten ihre Blicke auf das Castle auf der kleinen Anhöhe vor ihnen und sprachen über die Faszination des Stillstandes, des eingefrorenen Augenblicks.

Der Wind kommt vom Atlantik. Die Wolken sind zu einem grauen Watteball verschmolzen, aus dem ein leichter Nieselregen fällt. Maria spürt nicht die Feuchtigkeit auf ihrem Gesicht. Sie hört nicht die Straßengeräusche, die sich vom Rand des Central Parks kommend über dem Wasser des Turtel Ponds treffen. Sie ist gefangen, erstarrt in kalter Einsamkeit wie die Vögel in den Schaukästen des Nature Observatory.

Ein heftiger Schlag trifft Maria am Kopf. Sie reißt die Augen auf und sieht, wie der Junge den

zurückspringenden Ball ergreift, sie geradezu provozierend anlacht und davonläuft. Er schaut im Laufen noch einmal zurück, um sicher zu sein, dass die Frau ihm nicht folgt.

Es dämmt, der Regen hat aufgehört. Die Laternen im Central Park leuchten bereits und kündigen die Nacht an. Maria friert, sie fühlt die nassen, kalten Sachen an ihrem Leib. Wohin soll sie gehen? Mit wem ihre Einsamkeit teilen? Sie fährt mit der U-Bahn zurück in ihre Wohnung. Dort entledigt sie sich ihrer nassen Kleider und kramt einen Bademantel aus einer der Umzugskisten hervor. Sie isst die Überbleibsel des gestrigen Abendessens. Vor vierundzwanzig Stunden hatte sie noch mit Jack hier zusammengesessen. Sie geht zurück ins Bad, lässt Wasser in die Wanne. Im Spiegel sieht sie den roten Fleck, den der Aufprall des Balles auf ihrer Stirn hinterlassen hat. Er leuchtet wie ein Brandmal. Die Wanne ist noch nicht halb gefüllt, als Maria ins Wasser steigt. Schnell zieht sie ihren Fuß wieder zurück, dreht das heiße Wasser ab, um kaltes nachfließen zu lassen, wartet, prüft mit dem Finger und steigt abermals in die Wanne. Erst als das Wasser nahezu bis zum Rand der Wanne aufgestiegen ist, dreht sie den Hahn zu. Dabei fällt ihr die Zahnbürste mit dem blauen Griff auf dem Wannенrand auf. Er lernt es nie, denkt sie, und stellt die Bürste in einen Becher, der neben einem zweiten auf der Ablage unter dem Spiegel steht, aus dem ein roter Bürstengriff herausragt. Im Zimmer klingelt das Telefon. Langsam gleitet sie zurück ins Wasser, taucht unter, hält die Luft an und wünscht sich nur noch, für immer zu versinken. Als ihre Lungen zu bersten drohen, taucht sie auf. Wasser schwappt über den Rand der Wanne. Sie streicht sich ihr Haar aus dem Gesicht, lehnt ihren Kopf an den Wannенrand, und wieder fällt

ihr Blick auf Jacks blaue Zahnbürste. Sie erinnert sich, dass sie am Tag zuvor an ihrem Laptop saß, als Jack ins Bad ging, um sich die Zähne zu putzen. Er hatte seinen Chef überzeugt, Maria einen Dokumentarfilm drehen zu lassen. Bisher hatte sie mit kleinen Werbespots Geld verdient. Maria meinte, ihre Aufgabe gefunden zu haben, obwohl sie sich anfangs noch etwas sträubte. Nunmehr aber hat sich dieses ganze große Glück in einen unbändigen Schmerz verwandelt.

Minuten später sitzt sie am Schreibtisch und schaltet die kleine Schreibtischlampe an. In ihrem Lichtschein liegt ein Brief. Der Kaffeeleck am oberen linken Rand stammt von Jack. Er hatte, als er mit Maria über diesen Brief sprach, so heftig gestikuliert, dass der Kaffee aus seiner Tasse schwappte. Es war ihr letztes Gespräch. Danach ging Jack aus dem Haus – für immer.

Berlin 13. Dezember 1990

Liebe Claudia,

wie geht es unserer kleinen Maria? Ich bin eben aus den USA zurück. Wie ich Dir schrieb, begleitete ich Herrn Rohwedder zu Verhandlungen mit Bankern. Es war alles umsonst. Keiner der Herren war bereit zu investieren. Er war so allein wie ich, als ich in Greenwich Village vor Eurem Haus stand und alles verschlossen war. Meinen Zettel hast Du bestimmt gefunden. Ich habe für nächstes Jahr Mai Urlaub eingereicht. Lauf nicht weg. Ich habe ein Recht, unser Kind zu sehen. Das ist mein einziger Weihnachtswunsch! Ich wünsche Euch ein frohes Fest.
Klaus

PS: Vielleicht freut sich Maria über die kleine Spieluhr.

Maria fand den Ton des Briefes schwülstig, sogar abstoßend. Jack widersprach ihr: »Der schreibt nur, dass er sich genauso scheiße fühlt wie dieser Rohwedder.«

»Das kann man nicht vergleichen«, antwortete sie ihm.

»Wenn man sich scheiße fühlt, fühlt man sich scheiße, der Grund ist erst einmal zweitrangig.«

Jack konnte ihr den Widerwillen, den sie beim Lesen des Briefes empfand, nicht ausreden.

Sie legt den Brief auf die Tastatur des Laptops, geht an geöffneten Umzugskisten vorbei, verharrt vor einer und beginnt zu suchen. Schnell findet sie das Gesuchte. Sie dreht die kleine Spieluhr in ihren Händen. »Nein, nein, nein! Es ist Kitsch!« Mit voller Wucht wirft sie die Spieluhr zu Boden.

Von ihrer Mutter bekam Maria nur einmal eine Antwort auf die Fragen nach ihrem Vater: »Er hat mich betrogen, als ich mit dir schwanger war. Ich habe ihn endgültig aus meinem Leben gestrichen. Dieser Mann hat mit dir nichts zu tun. Er ist ein Fremder.« Als sie Jack später davon erzählte, entgegnete er ihr lachend: »Dieser Vater ist ein Glück für dich.« Gerade der Umstand, dass es im Film auch um ihren Vater gehe, ließe eine sehr persönliche Dramaturgie erwarten. Mit dieser Aussicht hätte er den Sender schließlich überzeugen können, ihr den Filmauftrag zu erteilen. Jack trug dies so energisch vor, dass sie ihren Widerstand aufgab und einwilligte, einen Film für die Reihe »Politische Morde in Europa« zu drehen.

Unablässig kreisen wirre Gedanken in ihrem Kopf herum. Erst in den Morgenstunden überkommt sie ein tiefer, traumloser Schlaf. Wie gerädert fühlt sie sich, als sie Stunden später aufsteht. Die ersten Sonnenstrahlen erhellen das Chaos, das sie umgibt. Maria kommt nicht

in den Sinn, weiter die Regale und Schränke einzuräumen. Vom Anrufbeantworter erfährt sie, dass der Übergabetermin ihres Hauses wie abgesprochen stattfinden wird. Ins Bad traut sich Maria nicht, sie hat Angst vor Jacks blauer Zahnbürste, die die Erinnerungen nur noch mehr befeuern würde. Wie soll das alles weitergehen? Maria fährt sich mit der Hand durchs Haar und sieht zum Fenster hinaus. Die Wolken sind verschwunden, auf den Fensterscheiben sind die Spuren von ausgetrockneten Regentropfen verblieben. Sie geht zum Fenster und wischt über die Scheibe. Und versucht es zu öffnen. Jack hatte ihr zwar erklärt, wie sich die Fenster öffnen lassen, doch Maria bemüht sich vergeblich. Sie gibt auf. Die Mappe mit dem Kaufvertrag und den anderen Vereinbarungen findet sie nicht sofort. Als sie sie öffnet, liegt obenauf eine To-do-Liste, die Jack geschrieben hat. Maria starrt sie an. Überall Jack.

»Ich halte das nicht aus!«, schreit Maria. Sie kauert sich auf den Boden. Es dauert einige Zeit, bis sie sich beruhigen kann. Dann greift sie zu der Liste, liest, faltet sie zusammen, steckt sie in ihre Hosentasche und die Mappe in einen Plastikbeutel. Sie telefoniert nach einem Taxi. Einige Augenblicke später steht sie bereits auf der Straße. Über ihr leuchtet ein blitzblauer Himmel. Das Taxi lässt auf sich warten. Einige leere fahren an ihr vorbei. Sie nimmt sich vor, keine telefonische Bestellung mehr aufzugeben und ist kurz davor, einem unbesetzten Taxi zuzuwinken, als das bestellte vor ihr hält. Der Fahrer fragt, ob sie Schwimmer heiße. Maria bestätigt das, steigt ein und sagt, dass sie nach Greenwich Village wolle.

Die Straßen sind an diesem Vormittag wie immer vollgestopft mit Autos, deren Fahrer es eilig haben. Auch Marias Fahrer drängelt und hupt. Sie sagt ihm, dass sie Zeit habe. Er reagiert nicht. Als er in die Fifth

Avenue einbiegt, vorbei am weißen Marmorbogen, der an den alten George Washington erinnert, muss Maria an ihre Tante Leslie denken, die mit ihrem Dackel Bobbi gern hier spazieren ging. Als die Tante nicht mehr richtig gehen konnte, übernahm Maria den Job. Bobbi mochte die Bäume rechts und links der Straße, die zum Marmorbogen führt. Maria schaut aus dem Fenster des Taxis auf die linke Straßenseite. Bobbi hob fast an jedem fünften Baum sein Hinterbein. An den anderen Bäumen schnüffelte er lange, was Maria dann irgendwann nervte. Man kam mit diesem Hund einfach nicht voran. Auf der rechten Straßenseite gingen sie zurück, und Bobbi hob hier seltener sein Bein, schnüffelte aber dafür auch länger. Maria kann nicht sagen, dass sie tieftraurig war, als Bobbi an Altersschwäche starb.

Eigentlich war Leslie nicht ihre richtige Tante. Sie war die zweite Frau des Onkels ihrer Mutter. Ihre Mutter behauptete, Tante Leslie hätte einen Narren gefressen an ihr, als sie 1974 Ostdeutschland besuchte. Tante Leslie fand es gruslig, wie man unter den Kommunisten lebte. Sie wollte dieses Land nicht noch einmal besuchen. Seit dieser Zeit schrieben sich ihre Mutter und die Tante regelmäßig Briefe. Nach Marias Geburt schickte sie Pakete mit rosa Babywäsche und Barbie-Puppen. Als in Berlin die Mauer fiel, setzte der Onkel Marias Mutter in seinem Testament als Erbin ein. Die Mutter befürchtete damals, er habe damit Tante Leslie verletzt. Was die Tante jedoch in keiner Weise bestätigte.

Maria sieht einen Herrn im Trenchcoat zwischen den Bäumen vor dem schmalen alten zweistöckigen Haus stehen. Sie weist den Taxifahrer an, zu halten, bezahlt schweigend; er gibt ihr das Wechselgeld zurück, ebenfalls ohne ein Wort zu verlieren. Als sie aus dem Taxi steigt, kommt der Mann im Trenchcoat lächelnd auf sie zu.

»Ich dachte schon, ich hätte den Termin verwechselt. Das Geld ist angekommen?«

»Danke, alles gut. Ich bin ausgezogen; das Haus gehört Ihnen.«

Sie kramt nach den Schlüsseln und schaut dabei immer wieder hinüber zum Haus. Die Fenster, umrandet von braunen Backsteinen, scheinen Maria düster anzusehen. Das Haus macht keinen frischen Eindruck. Man könnte meinen, es rief regelrecht nach Renovierung.

»Es wird Zeit.«

Der Mann lächelt Maria an, gerade so, als habe er den Wunsch des Hauses vernommen.

»Mir fehlte immer das nötige Kleingeld, um zu renovieren.«

Der Mann schmunzelt. »Ich glaube, eine Renovierung wird nicht reichen. In Fachkreisen spricht man in einem Fall wie diesem von Rekonstruktion.«

Maria betrachtet traurig das alte Haus, in dem sie groß geworden ist.

»Darf ich noch einmal einen Blick in die Papiere werfen?«, fragt der Käufer.

Maria gibt ihm den Plastikbeutel mit der Mappe.

»Ich bin gleich zurück«, ruft sie, springt die wenigen Stufen der Treppe hinauf, die vom Fußweg zur Haustür führt und beidseitig von einem schmiedeeisernen Geländer begrenzt wird. Sie schließt auf, lässt die Tür hinter sich offenstehen und verschwindet in der Dunkelheit des Treppenhauses.

Sie steigt die schmale Treppe nach oben. Die Türen der Zimmer stehen offen. Durch die ungeputzten Fensterscheiben fällt ein wenig Licht. Helle quadratische Flecken an der Wand verraten, wo einst Bilder hingen. Am Ende der Treppe bleibt sie vor einem kleinen Fenster stehen und öffnet es. Von hier aus blickt man auf einen

Hinterhof, der von anderen braunen Backsteinhäusern eingerahmt ist. In der Mitte dieses Fleckchens Erde, das selten von den Strahlen der Sonne beschienen wird, befindet sich ein kleines Beet, auf dem Blumen ein schattiges Dasein fristen. Neben dem Beet steht ein frisch gestrichenes weißes Bänkchen. Niemand ist zu sehen. Maria beugt sich aus dem Fenster, sammelt Spucke in ihrem Mund und lässt sie auf das kleine Fleckchen Erde unter ihr tropfen.

Vor über zwanzig Jahren bekam Maria an diesem Fenster ihre erste und letzte Ohrfeige von Tante Leslie, als die sie beim Spucken erwischte.

»Das macht man nicht«, zürnte sie und verpasste dem Mädchen eine gehörige Ohrfeige. Maria sah ihre sonst so liebe Tante entsetzt an und begann laut zu weinen. Ihre Mutter kam, nahm sie in den Arm und schrie plötzlich die Tante an. »Das machst du nicht noch einmal. Sonst kannst du dir eine andere Bleibe suchen.« Maria sieht noch heute das erschrockene Gesicht der Tante vor sich. Die suchte nach Worten, fand aber keine. In diesem Moment war Maria klargeworden, dass ihrer Mutter dieses Haus gehörte. Tante Leslie fügte sich. Nie wieder hatte sie das Kind geschlagen.

Als ihre Mutter vor vier Jahren bei einem Autounfall ums Leben kam, versuchte die Tante jedoch, das Heft wieder in die Hand zu nehmen. Maria war inzwischen allerdings einundzwanzig Jahre alt. Und darüber hinaus übertrug das Testament, das die Mutter hinterließ, den Besitz des Hauses auf die Tochter. Letztlich war mit dem Testament auch ein geordnetes Miteinander zwischen den beiden Frauen gesichert.

Genießend lässt Maria einen zweiten Tropfen Spucke in die Tiefe fallen. Ein lautes »Hallo« reißt sie abrupt aus ihren Erinnerungen. Sie schließt das Fenster und

hört, wie jemand die Treppe heraufkommt. Der Mann hat den Trenchcoat mittlerweile ausgezogen und trägt ihn über den linken Arm gelegt. Maria geht ihm entgegen. Er bleibt vor der offenen Tür des ehemaligen Wohnzimmers stehen.

»Haben Sie hier allein gelebt?« Er macht einen Schritt ins Zimmer.

»Erst ist meine Mutter bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, dann ist der Dackel Bobbi an Altersschwäche eingegangen und ihm folgte dann meine Tante. Sie ist hier mit sechsundsiebzig Jahren verstorben.«

Der Mann geht durchs Zimmer: »Wie gesagt, es gibt viel zu tun. Das Haus ist aber alles in allem sehr schön.«

Maria lehnt sich an die Tür und mustert den Mann.

»Außer dem Haus ist mir nichts geblieben«, entgegnet sie ihm.

Der Mann blickt verständnisvoll. »Jetzt haben Sie Geld.«

Maria lächelt seit vielen Stunden das erste Mal. »Wollen Sie auch noch wissen, was ich damit anstellen werde?«

Der Mann erwidert ihr Lächeln. Plötzlich hat sie Tränen in den Augen, dreht sich weg und läuft die Treppe hinunter. Die Haustür fällt ins Schloss. Überrascht geht der Mann ihr nach. Maria lehnt am schmiedeeisernen Geländer der kleinen Treppe und weint ganz ungehemmt. Hilflos bleibt der Mann neben ihr stehen. Er weiß nicht, was er tun soll. Langsam steigt er die Stufen zum Gehweg hinab, schaut sich um und wendet sich dann wieder Maria zu. Die wischt sich mit ihren Ärmeln die Tränen vom Gesicht.

»Ich muss mich wohl entschuldigen. Aber gut jetzt! Sie haben alles? Oder? Das Haus gehört nun Ihnen.«

Der Mann zuckt mit den Schultern. »Kann ich Ihnen helfen?«

Maria kommt auf ihn zu und streckt ihm ihre Hand hin. »Ich wünsche Ihnen Glück mit dem Haus.«

Sie schütteln sich die Hände, dann wendet sich Maria ab und geht. Sie geht die Straße hinunter, vorbei an den alten Bäumen, die sie gut kennt, und steigt wieder in ein Taxi.

In der 18. Straße Ecke Broadway lässt sie das Taxi direkt an den Schaufenstern des »Macy's« halten. An diesem Vormittag ist in dem riesigen Kaufhaus nicht viel los.

In der vierten Etage findet Maria, was sie sucht. Mehrere der schwarzen Kleider nimmt sie mit in die Umkleidekabine. Sie streift das erste über. Das hochgeschlossene Kleid hebt die Konturen ihres schmalen Körpers hervor. Es hat am Rücken einen langen Reißverschluss, der bis zu ihren Hüften reicht. Sie kann ihn allein nicht schließen, so sehr sie sich auch müht.

»Jack wird mir nicht helfen können«, der Gedanke fährt ihr wie ein Messer in den Kopf; sie sinkt erschöpft, so als hätte sie gerade einen schweren Kampf hinter sich gebracht, auf die kleine Bank ihrer Kabine und sitzt eine ganze Weile regungslos, vor sich hinstarrend, bis eine Verkäuferin den Vorhang beiseite schiebt und fragt, ob etwas nicht in Ordnung sei.

»Ich bekomme den Reißverschluss nicht zu.«

Der Satz bringt die Verkäuferin zum Lachen: »Deshalb müssen Sie doch nicht verzweifeln. Ich helfe Ihnen.«

Maria erhebt sich, zieht abrupt den Vorhang wieder zu und streift das Kleid herunter.

»Ist alles in Ordnung?«, fragt die Verkäuferin.

Maria antwortet mit einem entschlossenen »Ja« und sieht sich die restlichen Kleider genauer an. Ein unscheinbares, ohne Reißverschluss zieht sie an. Es hängt wie ein Sack an ihrem Körper herunter und verdeckt ihre langen Beine bis über die Knie. Ohne weiteres Federlesen kauft